In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 165. Posen, den 21. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

18. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Man sagte mir, Sie hätten das alles aufgegeben, um ein anderes Leben führen zu können. Daß Sie lieber arbeiten wollten. Sie haben doch reiche Verwandte — könnten selbst reich sein."

Sie sah ihn fest an.

„Sie irren sich. Ich habe kein Geld. Nicht aus freien Stücken habe ich mir meinen Beruf erwählt, sondern weil ich arm bin."

„Ach!"

Der Ausruf war ihr rätselhaft. Wäre es nicht so unwahrscheinlich gewesen, sie hätte sich beunruhigt gefühlt, daß er ihr Geheimnis kennen könne. Sie schüttelte den Gedanken aber wieder ab. Es war unmöglich.

„Sie gehören wenigstens den Kreisen an."

„Ja," nickte sie spottend, „ich gehöre zu den verarmten Damen aus guter Familie."

„Und Sie möchten doch sicherlich eine von den Reichen sein, um Ihren Platz als eine unter Ihresgleichen einzunehmen. Habe ich recht?"

Sie lachte heiter auf. „Gewiß doch. Wenn sich nur eine kleine Möglichkeit böte, würde ich dankbar sein. Sie müssen nicht glauben, daß ich hierin von anderen Frauen eine Ausnahme mache, weil ich unabhängiger bin. In diesem Lande kann man nur auf eine Art das Leben genießen, und das werden Sie sehr bald selbst merken."

Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. „Herzlichen Dank für den liebenswürdigen Empfang," sagte er. „Darf ich . . ."

„Sie dürfen, so oft Sie wollen, wiederkommen," ergänzte sie leise.

XXII.

„Herr Scarlett Trent, besser bekannt unter dem Namen „Der Goldkönig", ist letzten Donnerstag mit dem „Poseidon" nach Afrika gereist, um dort seinen großen Ländereien einen Besuch abzustatten. Herr Trent ist bereits Millionär, wenn es ihm aber gelingt, die Gesellschaft im Sinne des Prospekts zu entfalten, wird er Multimillionär und einer der reichsten Männer Englands werden. Während seiner Abwesenheit arbeitet man Tag und Nacht an seinem prachtvollen Palais in der Parkallee, das er bei seiner Rückkehr zu beziehen hofft. Die lange Liste glücklicher finanzieller Unternehmungen Herrn Trents ist so allgemein bekannt, daß es sich erübrigt, sie hier aufzuzählen. Wer aber würde jemandem seinen Reichtum neiden, der ihn auf solch' fürstliche Weise anzulegen versteht. Wir wünschen Herrn Trent eine glückliche Reise und baldige Heimkehr.

Die Zeitung glitt aus Trents Händen. Er starrte gedankenversunken über das Meer. Es war ein Artikel von vielen und der Ton immer derselbe. Irenes Prophezeiungen waren in Erfüllung gegangen. Er war bereits eine angesehene Persönlichkeit. Wenige Monate nur hatten eine wunderbare Veränderung in sein Leben gebracht. Wenn er jetzt darauf zurückblickte, erschien es ihm unwirklich. Alles, was in letzter Zeit mit ihm geschehen, war wie ein Traum. Manchmal vermochte er kaum zu glauben, daß er es selbst sei. Sein weißer Bordanzug stammte von einem der besten Schneider Londons. Seine Hände, sein Haar, seine Ausdrucksweise und seine Haltung waren anders geworden. Er dachte an die Leute, die er kennen gelernt, die Klubs, in denen er verkehrte, seinen Rennstall in Newmarket, die Güter und Schlösser, auf denen er eingeladen gewesen.

Und das auffälligste war, daß man es ihm so leicht gemacht hatte. Seine eigenartige Sprechweise, seine Ungewandtheit, seine Unbewandertheit in manchen Dingen, alles das war so leicht genommen worden, daß er allmählich sicherer geworden war. Er hatte sehr wenige Ungeschicklichkeiten begangen — seine Unerfahrenheit wurde übersehen oder als „originell" bewundert; und doch hatte man ihm seine Fehler auf sehr taktvolle Weise klargemacht. Irene hatte ihm zur Seite gestanden, über die schnelle Erfüllung ihrer Prophezeiung amüsiert, stets anfeuernd und stets — rätselhaft für ihn. Ein unbestimmtes Angstgefühl beschlich ihn, wenn er an sie dachte. Er nahm eine verblaßte Photographie aus der Tasche und betrachtete sie lange und aufmerksam. Als er sie wieder einsteckte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und starrte über die ruhige Oberfläche des Wassers, auf der sich die Sonne silbern widerspiegelte. Ohne Irene galt ihm das Leben nichts.

Der Kapitän näherte sich ihm zu seinem allmorgendlichen Plauderstündchen. Einige Passagiere, die ihn mit sichtbarer Hochachtung behandelten, blieben auf ihrem Spaziergang eine Weile an seinem Stuhl stehen, um sich mit ihm zu unterhalten. Trent zündete sich eine Zigarre an, stand auf und schlenderte ein wenig über Deck. Die Seeluft tat ihm nach dem anstrengenden Leben der letzten Monate besonders gut und verbesserte seine Stimmung. Er hatte diese Reise unter dem Einfluß eines unwiderstehlichen inneren Dranges unternommen. Eines Nachts, da er nicht schlafen konnte, war er zu dem Entschluß gekommen, sich persönlich zu überzeugen, wieviel Wahrheit an der Geschichte da Souzas war. Er konnte nicht weiter leben mit dem wie ein Damoklesschwert über seinem Kopf hängenden Gedanken, daß jeden Augenblick seine Existenz vernichtet werden konnte. Er wollte hinreisen und mit dem nächsten Schiff zurückkehren. Dringende geschäftliche Angelegenheiten waren ein genügender Vorwand. Falls der Bericht da Souzas stimmte — nun, dann konnte er noch verschiedene Maßregeln ergreifen, die ein öffentliches Ruchbarwerden verhinderten. Vielleicht würde Monty auf seine Teilhaberschaft verzichten, wenn er ihm einen großen Barbetrag bot. Trent rauchte ruhig seine Zigarre, nahm den Hut ab und ließ sich die Stirn von dem frischen Seewind umspülen. Als er sich umwandte, stand er plötzlich einem neuen Passagier gegenüber. Er fuhr leicht zurück, stieß einen Ausruf hervor und blieb mit gerunzelten Brauen und in gestraffter Haltung stehen.

„Da Souza! Wie kommen Sie an Bord?"

Das Gesicht des Portugiesen war gelber als zuvor. Er trug einen Mantel, dicht bis unter das Kinn zuge-

knöpft. Eine satanische Freude flackerte in den Augen des Portugiesen, als er antwortete.

„Ich bin mit einem späten Güterzug in Southampton angekommen. Es hat mich einen gehörigen Extrabatzen gekostet, und man sagte mir, ich würde das Schiff doch nicht mehr erreichen. Aber wie Sie sehen, ist es mir gelungen."

„Sie sehen aber sehr jämmerlich aus," sagte Trent geringschätzigen Tones. „Wenn Sie noch genügend Kraft haben, erzählen zu können, warum Sie sich auf diese Weise an meine Fersen heften, wäre ich Ihnen verbunden."

„Ich tat es in unser beider Interesse," erklärte da Souza. „Hauptsächlich aber in meinem."

„Das kann ich mir denken," knurrte Trent. „Schießen Sie los, was Sie von mir wollen."

Der andere stöhnte und ließ sich in einen Deckstuhl fallen.

„Ich muß sitzen," sagte er. „Mir ist nicht wohl. Mein Körper verträgt die verfluchte See nicht. Sie wollen wissen, warum ich mitgekommen bin? Darauf kann ich mit einer Widerfrage antworten: Was tun Sie hier? Was wollen Sie in Afrika?"

„Ich will mich überzeugen, was an der Geschichte wahr ist, die Sie mir erzählten. Ich will wissen, ob Monty noch lebt."

Da Souza seufzte tief auf.

„Ein wahnsinniger Einfall. Sie sind doch zu starrköpfig!"

„Ich nehme jetzt lieber eine Krisis auf mich, als später völligen Untergang. Außerdem besitze ich etwas ähnliches wie ein Gewissen."

„Sie werden sich ruinieren und mich dazu," jammerte der andere. „Wie kann ich nur einen vierten Anteil bekommen, wenn Monty auf die Hälfte Anspruch hat? Und wie wollen Sie ihm dies alles bezahlen, was Sie ihm als Teilhaber schuldig sind? Das können Sie doch gar nicht, Trent. Ich habe von Ihren Pferden, Ihrer Yacht und dem prachtvollen Haus in der Parkallee gehört. Wenn Sie die Hälfte Ihres Vermögens abgeben müssen, sind Sie ruiniert."

„Ich beabsichtige nicht, die Hälfte herzugeben," antwortete Trent kühl. „Monty hat nicht mehr lange zu leben. Es wird nicht schwerfallen, mit ihm zu einem Vergleich zu kommen."

Da Souza umklammerte die Lehne seines Sitzes. „Warum wollen Sie ihn dann aber aufsuchen? Er glaubt Sie tot. Er weiß nicht, daß Sie in England sind. Warum soll er es erfahren? Warum riskieren Sie es?"

„Dafür gibt es drei Gründe," antwortete Trent. Erstens könnte er in England auftauchen und dadurch großes Unheil anrichten; zweitens, selbst wenn ich auch nicht ein sehr engherziges Gewissen habe, ist es mir doch nicht möglich, einen Mann, dem ich ein Vermögen vorenthalte, in einem Zustand halber Sklaverei zu wissen. Und der dritte Grund ist vielleicht der wichtigste. Aber den werde ich Ihnen nicht sagen."

Da Souza blinzelte mit den Augen und sah mit einem verschmitzten Lächeln auf.

„Ihr erster Grund hat nicht viel zu bedeuten. Glauben Sie denn, daß ich ihn nicht im Auge behalten lasse? Es besteht keine große Wahrscheinlichkeit, daß er je nach England kommt. Seien Sie deswegen unbesorgt. Was den zweiten Grund anbelangt, so ist der Mann nur in teilweisem Besitz seiner Geisteskräfte. Und wenn es ihm finanziell besser ginge, würde er es nicht einmal begreifen können."

„Selbst wenn ich Ihnen darin zustimmte," antwortete Trent, „dann ist noch immer der dritte Grund schwerwiegend genug."

Da Souzas Gesicht nahm einen niedergeschlagenen Ausdruck an. „Ich weiß, es ist vergebliche Mühe, Sie zu einer anderen Auffassung zu bekehren. Aber Sie spielen ein gefährliches Spiel, das zu nichts führt."

„Aber was haben Sie vor?" fragte Trent unbeirrt. „Ihre Reise verfolgt doch sicherlich einen anderen Grund als den, sich mit mir hier zu unterhalten?"

Trent wanderte das ganze Deck ab und kehrte wieder zurück.

„Da Souza," sagte er, während er sich unmittelbar vor dem anderen aufpflanzte, „es war wahnsinnig von Ihnen, diese Fahrt zu unternehmen, Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß nichts von allem, was Sie sagen, mich je in meiner Ansicht erschüttern könnte. Nein, es steckt etwas anderes dahinter! Sie haben drüben noch eine Rolle zu spielen. Doch merken Sie sich: Wenn ich Sie dabei ertappe, daß Sie meine Pläne durchkreuzen, werde ich anders und endgültiger mit Ihnen abrechnen, als damals in meinem Landhaus. Ich habe nie übertriebene moralische Hemmungen gekannt, das wissen Sie. Und ich habe eine Ahnung, als ob ich, so bald ich mich auf afrikanischer Erde befinde, mehr oder weniger wieder das sein werde, was ich früher war. Also nehmen Sie sich in acht, lieber Freund. Ich bin nicht in der Stimmung, mit mir spielen zu lassen. Und bedenken Sie: Wenn etwas dem alten Mann zustößt, wird es Sie, so wahr ich hier stehe, das Leben kosten. Sie haben mich früher gefürchtet, da Souza. Ich bin nicht so sehr verändert, wie Sie vielleicht annehmen. Die Goldküste ist nicht gerade das Zentrum der Zivilisation. Wohlan, ich habe Ihnen gesagt, wie die Sachen liegen. Je weniger ich Sie an Bord sehe, desto lieber wird es mir sein."

Er entfernte sich und wurde gleich darauf von dem Schiffsarzt angehalten, der ihn zu einer Partie Skat einlud. Da Souza blieb in seinem Stuhl zurück. Er blinzelte, als ob ihn die Sonne stäche und klammerte nervös die Hände um die Stuhllehnen.

XXIII.

Nach vielen, vielen Tagen des Stampfens und Dröhnens standen die großen Maschinen endlich still, und der „Poseidon" lag vor der afrikanischen Küste unweit der Stadt Attra auf der Reede. Die Hitze, schon während der Reise schwer zu ertragen, wurde jetzt buchstäblich erstickend. Die Sonne brannte auf die schimmernde See und auf das weiße Deck, daß der Farbenanstrich brach. Der arbeitenden Mannschaft lief der Schweiß wie Wasser vom Gesicht. Längsseits des Schiffes lagen ein halbes Dutzend Boote, mit Negerjungen bemannt, die sich sehr behaglich zu fühlen schienen und heiterer Stimmung waren. Von allen Seiten sah man die Zubereitungen für die bevorstehende Landung — Gepäckstücke wurden aus dem Lagerraum befördert, Reisende liefen herum auf der Suche nach Paketen, Deckstühlen und aus den Augen verlorenen Bekannten. Im Tropenanzug lehnte Trent über die Reeling und schaute zur Stadt hinüber. Da Souza näherte sich ihm.

„Es ist der letzte Morgen an Bord, Trent."

Der andere sah auf und nickte. „Bleiben Sie hier?"

Der Portugiese bejahte. „Mein Bruder holt mich ab. Er fürchtet sich in den kleinen Booten. Sonst wäre er wohl an Bord gekommen. Erinnern Sie sich seiner noch?"

„Und ob," antwortete Trent. „Er ist kein Mann, den man leicht vergißt."

„Er ist ein roher Diamant," erklärte da Souza entschuldigend. „Er lebt hier bereits so lange, daß er zu einem halben Eingeborenen geworden ist."

„Und zu einem halben Dieb," murmelte Trent.

Da Souza war nicht im geringsten beleidigt. „Es ist leider anzunehmen, daß seine Moral nicht sehr hoch steht. Aber er hat eine Menge Geld verdient. Eine große Menge. Dessen versichere ich Sie. Er wird mir einen Teil anvertrauen, es für ihn anzulegen."

„Wenn er der gleiche wie früher ist, schlägt er aus jeder Sache Kapital. Er weiß sicherlich, wo sich Monty befindet."

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit dem Stummen.

Von Hermann Hesse.

Du lächelst? Du wiederholst deine ungesagte Frage? Was soll ich dir sagen? Dieses dunkle Zimmer, diese ungeschmückten Wände mit den Viereckspuren von Bildern, die keine Nachfolger fanden, dieses Knisterfeuer im Oeflein, dieses Mondlicht auf unseren Händen und auf dem geöffneten Klavier, diese stille und späte Stunde redet verständlicher als mein Mund von dem, was in mir zu Worte kommen möchte.

Einem Jugendkameraden müßt' ich mich vertrauen, flüsternd und mehr mit Blicken und Gebärden redend, einem, dem schon der Name eines Hauses oder Feldes genügte, um eine ganze Geschichte zu verstehen, einem, der mich oft mit „Weißt du noch?" und gesummten Liedversen unterbräche. Was weißt du, wenn ich sage: Meine Mutter? Du siehst dabei nicht ihre schwarzen Haare und ihr braunes Auge. Was denkst du, wenn ich dir sage: Die Glockenwiese? Du hörst dabei nicht das Windrauschen in den Kastanienkronen und spürst nicht den Duft der Syringenhecke und siehst nicht in die blaue Fläche der Wiese, die ganz mit den schwanken Glockenhäuptern der blauen Campanula bedeckt ist. Und wenn ich dir den Namen meiner Vaterstadt sage, dessen Laut mir schon das Blut bewegt, so siehst du nicht die Türme und den herrlich überbrückten Strom und siehst nicht den Hintergrund der Schneeberge und hörst nicht die Volkslieder unserer Mundart und hast nicht selber Lust und Heimweh dabei!

Lieber laß mich dir ein Märchen erzählen. Zwei Geiger hatten eine gute Freundschaft untereinander und waren beide bettelarm. Nun geschah's an einem schwarzen Tag, daß ihnen einfiel, die Wette zu spielen, wer von beiden der größere Geiger wäre. Von da an wuchs ihr Ruhm; aber einer traute dem andern nimmer, denn beide hatten ihre Seelen in Neid und Ehrgeiz bis in den Grund durchlauscht und alle Tiefen ihrer Kunst ans Licht gezogen. Da spielte der eine in einer mondhellen Nacht ein trauriges Lied. Das war so aus Leid und Nacht gezogen und so voll schwermütigen Andenkens an die eigene zerstörte Freundschaft, daß es tiefer und herzbannender als irgend sonst ein Lied zu hören war. Dieses Lied vernahm der andere Geiger voll Neides, drang in die Stube des Freundes und mordete Geiger und Lied. Von dieser Nacht an ward er der erste Meister seiner Kunst . . . Er spielte an Fürstenhöfen und machte die Herzen der Könige zittern, denn seine Weisen drangen in den Grund der Seele, wo die Engel und Teufel der ungeborenen Gedanken und Taten wohnen. Sein Gesicht aber wurde mager, blaß und scharf, sein Herz wurde zu einem Sitz aller Aengste, alles Mißtrauens und aller Bosheit, und sein Spiel bestahl und schändete täglich die untastbarsten Innerlichkeiten seiner Seele. Eines Tages nun vermaß er sich vor vielen Hörern jenes letzte Lied seines Freundes zu spielen. Da stand plötzlich der Ermordete vor ihm, das Messer in der Brust, und spielte auf seiner Geige mit, noch weher, noch mächtiger, so daß der Meister schreckblaß und stieräugig vor der Menge stand. Diese sah den Ermordeten nicht und hörte nur mit Grausen, daß zweie geigten. Eine Angst ging durch den großen Saal, und als der Spieler zu Ende war, war eine Totenstille.

Du lächelst? Du wiederholst deine ungefragte Frage? Weiß ich, ob du ein Messer bei dir trägst? Habe ich nicht, während ich neben dir sitze und deine Hand halte, einen Schatz bei mir, dessen Wesen und Glanz dir noch unbekannt ist? Ein Lied, dessen Zauber zum Neid reizt? Einen Schmerz, der dich beschämen könnte? Und wie dann, wenn ich eines Tages dir ins Auge blickte und mein Lied mit dir spielte?

*

Du lächelst? Verzeih mir, Schweigsamer! Du bist das Marmorbild, dem ich spielend gern meine goldenen Ringe an die Finger lege. Wie aber, wenn du plötzlich aufhörtest zu lächeln und die steinernen Finger zusammenkrümmtest? Aber ich weiß noch ein anderes Märchen.

Einen Ritter, der einen einzigen Freund besaß, lüstete es eines Tages, in die Zukunft zu sehen. Er fragte einen Zauberkundigen, den er reich beschenkte. Der Zauberkundige sah dem Ritter eine Weile ins Auge und sagte dann: „Diese Nacht, im Traum, wird dir Antwort werden."

In der Nacht, in einem schwülen Fieberschlaf, sah der Ritter zwei Lebenslinien, Strömen zu vergleichen, nebeneinander laufen. Er erkannte sein Leben und das seines Freundes. Die beiden Linien verschlangen und verwirrten sich sich, und nach einer kurzen Verknüpfung floß eine, die andere besiegend und fressend, breit und glänzend lange fort. Auf diesen Traum hatte der Ritter einen bösen Tag. Darauf beschlich er nächtens die Burg seines Freundes, ihn zu ermorden. Er kletterte auf den Wall, fiel in den Graben und brach den Hals. Der Freund betrauerte ihn lange, ward mächtig und reich und erreichte ein hohes Alter. —

*

Mich wundert oft, welcher von uns das zähere Leben habe. Wenn mich nach einem grausigen Traum gelüstet, dann denke ich mir, du begännest einmal zu reden und sagst mir plötzlich ein Wort von den vielen Worten, die du von mir gehört hast. Würde nicht die unverhoffte Rückkehr dieses Wortes mich zu Tode erschrecken? Oder du gingest von mir und trügest die Last meiner Geständnisse mit dir hinweg. Wäre mir da nicht wie einem Reichen, dessen Kleinode ein Kind durch die Raubgier einer bevölkerten Straße trägt? So gebe ich dir täglich einen neuen Schatz zu hüten und mache dich täglich nach neuen Bürden lüstern. Weißt du aber, ob ich nicht grausam bin? Oder weißt du das besser als ich?

Oft meine ich, daß du mich besser kennen müßtest, als ich es selbst vermag. Oder weshalb schüttelst du das Haupt, wenn ich dir eine alte Sache wiedererzähle und ändere darin eine Farbe, einen Namen oder nur eine Gebärde? Wenn du mich lügen hörtest? Wenn ein Streit zwischen uns entstände? Müßte es nicht ein Streit auf Leben und Tod sein? So weiß ich nicht, ob du meiner Langmut anheimgegeben bist oder ich der deinigen.

*

Zuweilen, wenn dein Lächeln eine meiner Erzählungen begleitet, scheint es mir Augenblicke lang das Lächeln des Wiedererkennens zu sein. Bist du dabei gewesen, als ich dieses tat und jenes zu tun unterließ? Hast du zugesehen, als ich diesen Frevel beging und jene Wohltat übte? Ist das, was dich an mich fesselt, vielleicht die Folge einer früheren, mir unbekannten Gegenwart, ein böses Gewissen, eine Mitwisserschaft, ein böses Mitgewissen? So wäre der Grund unserer Gemeinschaft ein Spiegel- und Trostbedürfnis die Notwendigkeit eines Mitleidenden und vielleicht der allzeit wache Argwohn zweier, die ein gemeinsames Verbrechen begangen haben. Also daß wir aneinander leben und aneinander zugrunde gehen müßten?

Oder wir kommt es, daß du gerade dann immer zu mir trittst, wenn eine Lust zu Rede und Vertraulichkeit sich in mir regt, als fürchtest du, diese möchte sich einem dritten offenbaren? Was beschwert denn meine Erinnerung, das für einen zu schwer zu tragen wäre?

*

In Stunden, die schweren Träumen vorausgehen, in diesen unruhig trägen, bleigrauen, fiebernden Stunden hat mich oft eine stachelnde Begierde erfüllt, dich zu quälen, dir schmerzliche Geheimnisse zu rauben und dich stöhnen zu hören, dir den Fuß auf die Brust zu setzen oder dich eng zu erwürgen. Dann, wenn meine Einbildung schon dein Aechzen vernahm und Blut an deinem Halse sah, tratest du manchmal zu mir. Ich nannte dich mit Schmeichelnamen und vermied es, in deine Augen zu blicken. Weshalb hatte ich Angst vor dir?

Oder weshalb liebe ich dich? Denn ich liebe dich mit der Liebe, die jeder Verwandlung fähig ist und keine höchste Stufe kennt. Ich liebe dich wie ein gutes Haustier, ich liebe wie eine Schöpfung meiner Kunst, ich liebe dich, wie man die Rätsel und das Schauerliche liebt. Ich liebe dich auch wie ein Glied meines Leibes und liebe dich wie einen morgenden Tag und wie ein Abbild meiner selbst und wie meinen Dämon und meine Vorsehung. Wie aber liebst du mich?

Der Hauslehrer.

Sylvain trat in eine prachtvolle, wenn auch etwas öde Bibliothek ein. Mit der Bemerkung, daß der Herr bald kommen würde, ließ ihn der Diener allein.

Nach einer Weile trat Herr Delarbre, monumental wie eine Bildsäule, ein und sagte majestätisch:

„Ich bin Herr Delarbre. Sie sind der junge Mann, der hier Stellung als Sekretär und Hauslehrer sucht?"

„Ja --- das bin ich," sagte Sylvain etwas beklommen.

„Mein Verleger hat Sie an mich empfohlen," fuhr der würdige Herr Delarbre fort; „ich bat ihn, mir einen tüchtigen und fleißigen jungen Mann zu verschaffen. Sind Sie tüchtig?"

„Ich will mir jede erdenkliche Mühe geben," versicherte Sylvain.

Sehr wohl! — — Sie gefallen mir. Sie sollen, wie Sie bereits wissen, mir bei der Herausgabe meiner Legenden helfen, ferner müssen Sie mit meinem Sohn die Schularbeiten durchnehmen und meiner Frau spanischen Unterricht erteilen. Ich betrachte es hiermit als abgemacht, daß Sie bleiben.

„Vielen Dank!" murmelte Sylvain.

Als er das hübsche Zimmer betrat, was ihm angewiesen worden war, gab er sich selbst das Ehrenwort, daß seinem Fleiß und seiner Dankbarkeit einfach gar keine Grenzen gesetzt sein sollten. Sein Dank gegen ein so gütiges Geschick, das ihn dem Hungerleben entrissen und in ein so feudales Haus gebracht hatte, war gleichfalls ohne Ende.

*

Es gab auch reichlich zu tun. Morgens stand er frühzeitig auf, und nahm mit dem Sohn des Hauses die Schularbeiten durch. Besagter Sohn schlief meistens dabei ein, und es machte dem Lehrer viel Mühe, ihn aufzurütteln. Am Vormittag erbat er sich das Manuskript des Schloßherrn, und es war deutlich zu sehen, daß seine Gier auf dieses Werk den würdevollen Herrn Delarbre geradezu verblüffte und verwirrte. — Des nachmittags las er spanisch. Der gnädigen Frau mangelten zwar die allerelementarsten Begriffe dieser Sprache — es schien überhaupt eine Sisyphusarbeit zu sein, die nie zu einem Ziel führen würde.

Trotz all seiner redlichen Bemühungen bemerkte er, daß er nicht beliebt war. Aber da er sich dazu entschlossen hatte, daß Gott und alle Welt erfahren sollten, daß sein Fleiß und seine Dankbarkeit keine Grenzen kannten, verstärkte er seinen Eifer und seine Sorgfalt.

Die Leute mußten aber ganz offenbar etwas gegen ihn haben. Eines Tages entschloß er sich selbst schweren Herzens dazu, seine beispiellose Stellung aufzugeben. Diesen seinen Entschluß offenbarte er dem Zimmermädchen, das ihm seinen Morgenkaffee brachte und das einzige Geschöpf in dem feudalen Hause war, das ihm freundlich begegnete.

Sie setzte sich lächelnd neben ihn ans Bett und betrachtete ihn mit freundlicher Ironie:

„Unglaublich, daß ein studierter Mann so dumm sein kann,“ sagte sie. „Können Sie den wirklich nicht begreifen, daß Sie die Leute in Ruhe lassen müssen. Was anderes wollen die ja gar nicht! Sie machen die Leute ja rasend mit ihrem Fleiß!“

„Na wozu in aller Welt haben die mich denn eigentlich engagiert?“

„Weil das einen guten Eindruck macht! Verstehen Sie doch! Alle adligen Herrschaften hier in der Gegend haben Hauslehrer und Sekretäre — darum müssen wir doch auch einen haben. Das ist ja aber noch lange kein Grund, daß Sie sich den ganzen lieben langen Tag mit ihnen abquälen wollen, damit sie auch mal was tun! Dazu haben die wirklich keine Lust!

Sylvain dachte ein wenig nach. Langsam kam er zur Erkenntnis, er begriff die Wahrheit, die volle Richtigkeit dieser Behauptung. Seit dem Tage gestaltete sich das Leben auf dem Schlosse außerordentlich behaglich.

Die Familie Delarbre bekam geradezu einen g u t e n Eindruck von ihm.

F. B.

— —

Geschichten von Engländern.

Nacherzählt von **Paul Mayer.**

Vier Engländer machen es sich im Eisenbahncoupé bequem und belegen, um andere Fahrgäste fernzuhalten, die noch freien Plätze mit Gepäck. Im Augenblick der Abfahrt des Zuges stürzt ein herkulischer Angelsachse, in der einen Hand die „Daily Mail“, in der anderen einen Koffer, ins Coupé und fragt, ob alle Plätze besetzt seien.

Die Bridge spielenden Freunde antworten einer nach dem anderen mit einem deutlichen „ja“.

„Das Gepäck gehört Ihnen also nicht? fragt der Eindringling.

„Nein,“ antworten die Bridgespieler übereinstimmend.

Da nimmt der herkulische Angelsache einen der Koffer, wirft ihn zum Fenster hinaus und macht es sich bequem, ohne ein Wort zu verlieren.

*

Ein Schiff wird vom Sturme überrascht. Die Maschinen funktionieren nicht mehr. Mit zerbrochenem Steuer treibt das Schiff zehn Tage auf der Wasserwüste. Die Nahrungsmittel sind aufgezehrt und die Schiffbrüchigen stehen vor dem Hungertod. Der Kapitän versammelt Mannschaft und Passagiere und erklärt: „Da wir ja doch alle sterben müssen, biete ich mich als erstes Opfer an. Ich werde mich töten und Ihr könnt meinen Leichnam verzehren.“ Schon setzt er den Revolver an die Schläfe. In diesem Augenblick hört man einen Engländer rufen: „Halt, halt!“ „Was gibt es denn noch,“ fragt der Kapitän. „Bitte lassen Sie das Gehirn intakt, das ist meine Lieblingsspeise.“

*

Auf der Ueberfahrt von Shanghai nach San Francisco schlossen die Passagiere Wetten ab, um sich die Zeit zu vertreiben. Ein englischer Lord ließ sich mit einem amerikanischen Milliardär auf eine Wette ein, wer die unwahrscheinlichste und erstaunlichste Geschichte erzählen würde. Alle Passagiere waren sehr interessiert daran, und die Einsätze erreichten eine phantastische Höhe.

„Bitte fangen Sie an,“ sagt der Engländer.

Der Amerikaner begann: „Es gab einmal in Chicago einen amerikanischen Gentleman . . .“

„Sie haben schon gewonnen,“ sagte der Engländer.

*

Jules Janin saß einmal in einem Café in London. Ein Engländer, der gerade seinen Grog trank, wandte sich phlegmatisch an den Kellner und fragte: „Wie heißt der Herr, der dicht beim Ofen sitzt und Zeitungen liest?“ „Ich kann es Ihnen leider nicht sagen.“

„Der Frager steht auf und wendet sich an die Kassiererin: „Wie heißt der Herr, der dicht beim Ofen sitzt und die Zeitungen liest?“ „Das ist kein Stammgast, ich weiß es nicht.“

Jetzt fragt er den Besitzer des Cafés: „Wie heißt der Herr, der dicht beim Ofen sitzt und Zeitungen liest?“

„Keine Ahnung, ich sehe ihn heute zum ersten Mal.“

Da endlich wendet er sich an den Herrn, der dicht beim Ofen sitzt und Zeitungen liest: „Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Jules Janin,“ antwortete der Franzose.

„Freut mich sehr, Herr Janin. Ich gestatte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Gehrock brennt.“ Es war höchste Zeit . . .

*

Eine englische Schloßherrin läßt sich bei ihrer Rückkehr von einer Reise durch ihren Verwalter vom Bahnhof abholen.

„Gibt es was Neues im Schloß?“ fragt sie ihn.

„Nichts besonderes,“ . . . „Ach doch, Ihr Hündchen ist tot.“

„Woran ist es denn gestorben?“

Beim Brand der Stallungen ist es mitverbrannt.“

„Was, die Stallungen haben gebrannt? Und sind die Pferde umgekommen?“

„Ja, Wagen und Pferde sind verbrannt.“

„Wie ist denn der Brand entstanden?“

„Durch einen Funken aus dem Schloß.“

„Hat denn das Schloß auch gebrannt?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Wodurch denn?“

„Das kam von den Wachskerzen, die neben dem Sarg des Herrn brannten.“

„Was ist denn mit meinem Mann?“

„Als der Herr erfuhr, daß der Bankier nicht mehr zahlen konnte, hat er Selbstmord begangen.“

*

In dem Augenblick, als eine Gans gerade ein Ei legt, wird dieses Ereignis von einem Landschaftsmaler festgehalten. Der Maler malt aber drei Eier, und es gefällt ihm eines rot, eines blau und eines grün zu malen. „Ich bin doch gespannt, was die Gänsemutter für Augen machen wird, wenn sie die Eier sieht.“ Aber anstatt der Gänsemutter erscheint der Gänserich. Der Maler hält ihm das Bild hin. Der Gänserich betrachtet es argwöhnisch. Dann stürzt er sich auf den Pfau und würgt ihn ab.

Aus aller Welt.

Gipfel der Faulheit. Sie ziehen täglich Ihre Uhr auf? Welche Kraftverschwendung! Wissen Sie nicht, wohin damit? Ich glaube nicht. Sie sitzen Tag für Tag am Schreibtisch vor dicken Büchern, woher sollen Sie da überschüssige Kraft bekommen? Und unter solchen Umständen ziehen Sie noch täglich Ihre Uhr auf? Das ist zuviel. Sie müssen sich schonen. Das Alter rückt immer näher. Sparen Sie Ihre Kraft für den Lebensabend auf und stellen Sie den Frevel ein, jeden Abend Ihre Uhr aufzuziehen. Haben Sie es denn nötig, sich dieser anstrengenden körperlichen Beschäftigung zu unterziehen, da es neuerdings eine Uhr gibt, die sich selbst aufzieht? Diese Uhr müssen Sie sich kaufen! Sie ist einfach das Ideal einer Uhr! Sie ist die Uhr der Zukunft! Wenn Sie zum Arzt gehen, wird er Ihnen diese Uhr verschreiben, in einem Jahr werden Sie sich dann von allen bisherigen Anstrengungen erholt haben.

Kaufen Sie sich die Uhr, die Herr John Harwood auf der Isle of Man eigens für solche Männer wie Sie konstruiert hat. John Harwood konnte sich auch nicht darein finden, daß er jeden Abend seine Uhr aufziehen mußte. Er war einfach zu faul dazu! Da strengte er lieber seinen Geist an und ersann nach langen, langen Bemühungen eine Armbanduhr, die durch die Bewegungen des Armes beim Gehen und eventueller sonstiger Beschäftigungen aufgezogen wird. Diese Idealuhr speichert auch noch solche Kraftreserve auf, daß sie während der nächtlichen Ruhelage weiterlaufen kann. In Neuyork hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, die diese Uhren zum Segen aller Faultiere fabrikmäßig herzustellen beabsichtigt.

Siebzehn Pfennig Arzthonorar. Wo lebt er denn? fragt in erwachender Hoffnung der Kranke, der von seinem Arzt nur Honorarforderungen in Mark, und zwar mit zwei, wenn nicht gar drei Nullen kennen gelernt hat. Wo lebt er? fragt auch die ewig stöhnende Krankenkasse, die ihren Aerzten auch gern Honorare von 17 Pfennigen geben möchte. Zu gern! Leider besteht keine Aussicht, daß dieser billigste aller Mediziner deutscher Krankenkassenarzt wird, denn es ist der Leibarzt des englischen Königs in der Sommerresidenz Sandringham.

Die beneidenswerten Patienten dieses billigen Arztes sind die Beamten und Angestellten der Sommerresidenz. Dem Arzt ist es verboten, mehr als 17 Pfennige in der Woche zu nehmen. Muß er dabei nicht verhungern? fragt nun der oben erwähnte Kranke, während die Krankenkasse bedeutungsvoll schweigt. Nein, er wird nicht verhungern, dieser billigste aller Mediziner, dieses Ideal eines Krankenkassenarztes, denn er bekommt als Hausarzt des Königs so viel Geld, daß er alle anderen Patienten getrost für 17 Pfennige behandeln darf. Der König zahlt für die anderen mit. Gern tauschte mancher Arzt mit seinem Kollegen, der für 17 Pfennige behandelt . . .

Fröhliche Ecke.

Erfolge. A.: Also die Badereise ist euch gut bekommen?

B.: Ausgezeichnet. Meine Frau hat sieben Pfund abgenommen, da sie mager werden wollte, und ich habe meine dürre Leiblichkeit glücklicherweise um fast acht Pfund erhöht.

A.: Ja aber . . . Mensch, das gleicht sich doch aus! Da hättet ihr doch zu Hause bleiben können . . .

(„Kladderadatsch“)

Modernes Badeleben. Er: „Nun, Dolly! Du wirst doch mit mir zusammen einmal hinausschwimmen?“

Sie: „Was denkst du! . . . Soll ich etwa mein neues Badekostüm ganz verderben!“

(„Journal“)

Des Jünglings Klage. „Ich habe zwei Weckuhren. Die eine schellt um eine Viertelstunde zu früh — die andere um zehn Minuten zu spät — und ich kann seit Jahren nicht darauf kommen, welche . . .“

„Wieso das?“

„Na, ich schlafe doch weiter.“

(„Fliegende Blätter“)